

## **Laudatio auf Dr. Arnold Hückstädt<sup>1</sup>**

Herr Minister!

Sehr geehrter Herr Freund!

Liebe Frau Hückstädt! – Lieber Arnold Hückstädt!

Meine Damen und Herren!

Mien leven Lüüd alltohoop!

Hier zu stehen und sagen zu dürfen, daß und warum Arnold Hückstädt den Fritz-Reuter-Preis der Carl-Toepfer-Stiftung verdient hat wie kaum jemand sonst – es ist mir eine Ehre und eine Freude. Eine große Ehre schon deswegen, weil ich mir keineswegs sicher sein kann, ob ich von Hückstädt und seiner Leistung wirklich genug weiß, um mir ein wertendes Wort zutrauen zu dürfen.

Zwar sind wir, Arnold Hückstädt und ich, ungefähr vom gleichen Jahrgang, und beide haben wir uns ein ganzes Berufsleben lang um die Regionalsprache des deutschen Nordens gekümmert. Bei der Kleinheit der niederdeutschen Szenerie pflegt das normalerweise zu häufigem Kontakt und näherer Bekanntschaft, wo nicht zu gelegentlicher Zusammenarbeit zu führen. Arnold Hückstädt und mir aber, und mit uns vielen Niederdeutsch-Freunden, ist ein solch kollegiales Miteinander verwehrt geblieben; wir alle waren lange auf den bloßen Austausch von Papier angewiesen, und auch dieser Austausch war schwierig genug. Alles andere haben die vertrackten deutschen Zustände von einst verhindert – sehr zum Schaden für das gemeinsame Ziel, das aufklärende Bemühen um unser niederdeutsches Kulturerbe.

Ich habe über diesen Umstand in den letzten Wochen viel nachdenken müssen, weil ich mich immer wieder an den Augenblick erinnerte, als ich das erste Mal über meinen STASI-Akten brütete – in Görslow war's, nicht weit von hier – und plötzlich auf den Niederschlag eines Vorgangs aus dem Jahre 1985 stieß. Die Sache war so einfach wie für die damalige Zeit bezeichnend: Der Verein für niederdeutsche Sprach-

---

<sup>1</sup> Rede zur Verleihung des Fritz-Reuter-Preises der Carl-Toepfer-Stiftung an Dr. Arnold Hückstädt am 04.06.2010 im Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin

forschung, die maßgebende Organisation der Niederdeutschen Philologen – sonst für literaturwissenschaftlichen Eifer nicht eben bekannt – wollte die 175jährige Wiederkehr von Reuters Geburtstag denn doch nicht völlig achtlos vorübergehen lassen und hatte deshalb Arnold Hückstädt zu einem Vortrag über die Reuter-Rezeption im 19. Jahrhundert gebeten. Er hatte auch zugesagt, mußte jedoch wenige Wochen vor dem Termin mitteilen, er werde nicht kommen können. Daraufhin fragte der Vereinsvorstand bei mir an, ob ich nicht einspringen könne. Das tat ich – aber nicht ohne eine Vorbemerkung, in der ich etwas spitz auf die „wohl politischen Ursachen“ für Hückstädts Abwesenheit anspielte.<sup>2</sup> Von einem Echo auf diese drei Worte habe ich damals, 1985, nichts gehört oder gar gemerkt – bis zu jenem Moment in Görslow, als mir unversehens der STASI-förmige Widerhall vor Augen kam. Und der besteht aus einem entsprechenden Hinweis in einem IM-Bericht, einer Kopie der einschlägigen Passage aus der Druckfassung meines Vortrags sowie der als „Maßnahme“ bezeichneten Anweisung eines STASI-Oberen, es solle eine „Überprüfung der Ursachen für die Äußerung von Dr. Sch.“ erfolgen.<sup>3</sup>

Es erscheint mir müßig, lange darüber zu grübeln, welchen Grund jenes kleine Ergebnis von 1985 gehabt haben mag, von der Verhinderung des Hückstädtschen Auftretts im Westen bis zu der besorgt nachkartenden Reaktion der STASI. Eine nachvollziehbare innere Logik, denke ich, wird man nicht finden, schon gar nicht eine, die mit dem niederdeutsch-fachlichen Anlaß zu tun hätte. Welchen Nachteil hätte denn die DDR zu fürchten gehabt, wenn sie Hückstädt wieder einmal ein Auftreten beim ‚Klassenfeind‘ gestattet hätte? Keinen! Sie hätte, ganz im Gegenteil, einen Vorteil gehabt – den nämlich, daß Hückstädt, der zu dieser Zeit längst in dem Rufe stand, der Reuter-Kenner par excellence zu sein, und den alle Welt, die ganz Unbelehrbaren ausgenommen, deshalb als einen Frontmann der bahnbrechenden Reuter-Wissenschaft der DDR ansah, daß dieser Hückstädt Anerkennung auch für die DDR einheimen würde. Schließlich war das Thema, dem er sich widmen wollte und sollte, die Reuter-Rezeption im 19. Jahrhundert, ganz dazu angetan, die Unabweisbarkeit jener anti-bürgerlichen Reuter-Interpretation zu belegen, mit der die DDR den berühmten niederdeutschen Klassiker zum unbeirrbareren ‚Demokraten‘ stempeln und so als einen der geistigen Vorväter des sozialistischen Staates in Anspruch nehmen wollte. Derart selbstsichere Überlegungen müssen aber den Verantwortlichen in der DDR fern gelegen haben; sie zogen es vor, den Ritualen ihres notorischen Kontroll-

---

<sup>2</sup> Vgl. Niederdeutsches Jahrbuch 108, 1985, S. 9.

<sup>3</sup> BSTU Außenstelle Schwerin, BV Rostock, Abt. XX, Archiv-Nr. 19, Bl. 105.

und Abgrenzungswahns zu folgen – und versagten Hückstädt kurzerhand die Erlaubnis.

Es waren Abschottungsmechanismen wie diese, die die fällige Diskussion über die angemessene Würdigung des Reuterschen Lebens und Schreibens zwar nicht verhindert, aber doch empfindlich verzögert haben – und die, was uns hier und heute interessiert, auch dafür gesorgt haben, daß Arnold Hückstädt ebenso vielfältige wie erhellende Arbeitsergebnisse auf diesem Felde eben nicht sofort in den wissenschaftlichen Diskurs einfließen konnten.

Denn was unser Preisträger zwischen 1958 (als er, eben diplomiert, ins Fritz-Reuter-Literaturmuseum eintrat) bzw. 1959 (als ihm schon dessen Leitung anvertraut wurde) und 1991 (als er in den Ruhestand geschickt wurde) alles geleistet hat, das läßt sich nur im Tenor von Staunen und Bewunderung aufzählen.

Da ist, als Grundlage für alles Weitere, zunächst seine Arbeit als Chef des Reuter-Museums. Einzelheiten dazu sind nicht bekannt, zumindest mir nicht. Wer sich aber einen Augenblick vorstellt, was es heißt, eine solche Institution fast aus dem Nichts einzurichten, sie auf- und auszubauen, quasi im Alleingang (wenn auch nach der Vorgabe einer kulturpolitischen Leitidee des Staates), sie vollauf funktionsfähig zu machen und zu erhalten – wer sich das vorstellt, der kann nur den Hut ziehen, wenn's gelingt.

Das gilt um so mehr, als Hückstädt, gerade um die 25 und ein Anfänger in allem, für ‚sein‘ Museum ein Konzept entwarf, nach dem es alles in einem sein sollte<sup>4</sup>:

- In erster Linie ein Ort lebendiger Erinnerung an Fritz Reuter, inklusive einer durchkomponierten Ausstellung zu seinem Leben und Werk, wobei beides mit Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu zeigen sei.
- Sodann sollte das Museum, zur besseren Fundierung, ein Zentrum fachwissenschaftlicher Arbeit auf den entsprechenden Gebieten werden, mit dem Spezialauftrag, die Reuterforschung generell zu intensivieren, und zwar so, daß das traditionelle, d. h. das bürgerlich bestimmte, Reuterbild durch die Vorstellung von einem durch und durch ‚demokratisch‘ gesonnenen Autor ersetzt würde.
- Obendrein war dem Museum die Funktion einer Kulturpflegeeinrichtung zuge-

<sup>4</sup> Vgl. Arnold Hückstädt: Das Fritz-Reuter-Literaturmuseum in Stavenhagen. In: Fritz Reuter. Eine Festschrift zum 150. Geburtstag. Hg. v. Reuter-Komitee der Deutschen Demokratischen Republik. Rostock 1960, S. 177-182.

dacht, die den an Reuter gewonnenen Einsichten und Überzeugungen zu breitenwirksamer volkspädagogischer Ausstrahlung verhelfen könnte.

- Und endlich, so die Vision, sollte es sich derart entwickeln, daß man sich – weit über Reuter hinausweisend – nach einiger Zeit sogar an eine „systematische Erarbeitung der gesamten niederdeutschen Literatur nach den Prinzipien der marxistischen Literaturtheorie“ machen könne.

Wer sich diese ambitionierte Aufgabenbeschreibung von 1960 vergegenwärtigt, der wird, denke ich, mit großem Respekt – und mit Dank! – beistimmen, wenn Arnold Hückstädt nach 30 Jahren ein stolzes Resümee zog: Das Reuter-Literaturmuseum, schrieb er ja, sei „eines der großen Dichtermuseen im deutschen Norden, das namhafteste im und für den niederdeutschen Sprachraum. Eine vergleichbare Einrichtung zur Würdigung eines niederdeutschen Autors und Pflege der niederdeutschen Literatur gibt es nicht.“<sup>5</sup> Recht hatte er! Das Klaus-Groth-Museum in Heide ist ja, im Vergleich, stets eine ziemlich bescheidene, wo nicht provinzielle Institution geblieben.

Daß die Träume von einer so multifunktionalen Rolle des Literaturmuseums nie zur Gänze wahr geworden sind – natürlich nicht! – das hat gewiß nicht an Hückstädt selbst gelegen. Denn von dem Augenblick an, da man ihm die Leitung des Reuter-Museums und damit die Lenkung sowohl des Reuter-Gedenkens als auch der Reuter-Pflege in der DDR anvertraut hatte, entfaltete er Forschungs- und Publikationsaktivitäten, für die es normalerweise ein ganzes Team brauchen würde. Da folgten die Zeitungsartikel, Zeitschriftenaufsätze, Buchbeiträge und Bücher in einer Schnelligkeit aufeinander, daß man sich fragen muß, woher er die Kraft und die Zeit dafür genommen hat. Und er ließ keine Frage, kein Thema oder Problem aus, wenn zu erwarten stand, daß die Aufklärung dem besseren Verständnis Reuterschen oder überhaupt mecklenburgisch-niederdeutschen Lebens und Schreibens dienen werde.

Hückstädt war zur Hand, wo es galt, Reuters Texte in verlässlicher Gestalt vorzulegen, sei es als Band-Bearbeiter bei der Battschen Sammelausgabe von 1967 oder als Nachwortschreiber für den Reprint eines eher randständigen Nebenprodukts, wie es das *Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Vorpommern* ist. Er ließ nicht nach in dem Bestreben, die historische Bewertung Reuters mit gegenwartsbezogen-populärer Identitätsstiftung zu verbinden. Vor allem jedoch versuchte er ein ums andere Mal, das gesellschaftliche Umfeld Reuters und seines Werks in allen Einzelhei-

---

<sup>5</sup> Arnold Hückstädt: Nachdenken über Reuter. Die Zukunft des Reuter-Museums Stavenhagen. In: Mitteilungen der Fritz-Reuter-Gesellschaft Nr. 50, Januar 1991, S. 5.

ten aufzudröseln: Er beschrieb im Detail die Beziehungen zu Vater, Mutter und Ehefrau, zu Freunden wie den Bolls oder Ludwig Reinhard, zum Verleger Hinstorff auch; er erhellte die Spuren von Reuters Anwesenheit und Wirken an allen Lebensstationen, fahndete nach geistig-politischen Einflüssen aller Art, ging wieder und wieder den rezeptionellen Reaktionen auf einzelne Werke und auf das Gesamtschaffen Reuters nach; er gab eine Bild-Biographie heraus und war Ko-Autor einer zusammenfassenden Bibliographie zu Reuter. – Wie er es bei alledem noch geschafft hat, seinen allgemein-niederdeutschen Interessen zu frönen und sozusagen nebenher noch Studien über diverse andere niederdeutsche Schreiber vorzulegen (so über Johann Heinrich Voß, Rudolf Tarnow, John Brinckman, Heinrich Bandlow, Wilhelm Zierow), das wird mir wohl auf immer ein Rätsel bleiben.

Im übrigen: Wenn ich so weitermache mit meinem Überblick über die vielfältigen und jeweils voll überzeugenden Ergebnisse Hückstädt'schen Forschens, dann bekäme der seinen Preis wohl erst irgendwann heute Abend in die Hand... Deshalb kurzum – und dennoch mit gebührenden Respekt vor der Gesamtleistung: Arnold Hückstädt's wissenschaftliche Arbeit in den 30 Jahren seiner ‚Regentschaft‘ am Stavenhagener Museum hat so reiche Früchte getragen, daß man gut und gern von einer eigenen Reuter-Forschungsbibliothek sprechen kann – und auch davon, daß er, Hückstädt, durch diese Arbeit quasi zu Reuters alter ego zu geworden ist.

Eine kleine Anmerkung sei gleichwohl erlaubt, und ich bin mir sicher, Arnold Hückstädt ist der erste, der ihr zustimmt: Bei der zielstrebigem Konzentration auf die Zeitgenossenschaft Reuters im allgemeinen und auf seinen angeblich unverbrüchlichen revolutionär-demokratischen Fortschrittsglauben im besonderen (das Stichwort hier ist Reuters vielzitierte Beteuerung, daß er „immer Farbe gehalten habe“) kommen die ebenfalls gesellschaftsgeschichtlich bedingten Aspekte, die einst zur Formung des Bildes von Reuter als dem harmonisierend unterhaltenden Meister volkstümlichen Humors geführt haben, nun doch etwas zu kurz. Insofern gilt, was vom Dichter zu sagen ist, eben auch für dessen Beobachter und Kritiker – beide sind und bleiben sie Kinder ihrer Zeit.

Falsch oder gar verwerflich ist daran nichts. Nur beeinträchtigt die einseitige Wahrnehmung jede Form von Wahrheitsfindung, solange man sich die Bedingtheit der eigenen Position nicht eingesteht und sich entsprechend korrigiert. Arnold Hückstädt, und das zeichnet ihn aus, hat diesen Schritt beizeiten getan – nämlich dort, wo er 1991 den künftigen Kurs des Reuter-Museums so definierte: „Die Umsetzung der

neu bestimmten Bildungskonzeption des FRLM erfordert Korrekturen an Texten und Wertungen, die von ideologischen Überfrachtungen zu befreien sind. Ausgewogenheit bestimmt die Darstellung zwischen Reuters Humor und Reuters Ernst. Der kritische Grundansatz aber muß – analog dem dichterischen Anliegen Reuters – in der Ausstellung erhalten bleiben.“<sup>6</sup> – Meine ungeteilte Hochachtung für so viel Selbstkritik und Wahrheitsliebe!

Ansonsten gestaltete sich Hückstädt's Abschied von ‚seinem‘ Museum geradezu als ein kontinuierstiftender Akt. Er schied zwar de jure aus dem Museumsdienst aus; das aber nicht, ohne die Grundkonzeption der Einrichtung noch einmal fortzuschreiben und insbesondere deren Funktion als außeruniversitäre Forschungsstelle nachdrücklich festzuklopfen. Dabei setzte er dem Museum sogleich einige konkrete wissenschaftliche Projekte auf die Agenda – und machte sich, nun als Privatmann, flugs daran, diese selbst zu verwirklichen. Von Ruhestand kann folglich keine Rede sein; vielmehr führte er seine Arbeit ungeschmälert fort. Es galt ja, die Ernte aus der jahrzehntelangen Suche nach Wissen und Einsicht konsequent in die Scheuern zu bringen.

So hatte sich Hückstädt – im Sinne des selbstgesteckten Zieles, daß das Museum neben Reuter die ganze niederdeutsche Literatur Mecklenburgs ins Auge fassen möge – in der Zeit am Museum schon mehrfach mit Rudolf Tarnow beschäftigt. Es war also Rück- und Ausblick in einem, wenn er jetzt unter einem eigenen Rubrum von „Tarnow-Forschung am Fritz-Reuter-Literaturmuseum“ sprach. – Nach knapp 5 Jahren angeblichen Ruhestands war es dann bereits so weit. Hückstädt legte eine umfassende Biographie Rudolf Tarnows vor<sup>7</sup>.

Damit hatte er sich nun auf ein durchaus neues, ein ungewohntes Terrain begeben: Er hatte es jetzt mit einem Autor zu tun, der zwar auf regionaler Ebene ähnlich populär war wie Reuter, aber in Wollen, Können und Ansehen doch von ganz anderem Zuschnitt. Zudem drehte es sich hier um Zeiten, um geschichtlich-gesellschaftliche Verhältnisse sowie um literaturideologische Tatbestände, die ein völlig anderes Wertesystem verlangten als das für Reuter geeignete. Man merkt es der Darstellung denn auch ein wenig an, wie schwer sich Hückstädt damit tat, Tarnow Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – dort, wo dessen tiefsitzende national-konservative Haltung zu benennen war, mitsamt der Affinität zum Militärischen, zum Monarchismus und

<sup>6</sup> [wie Anm. 5], S. 6.

<sup>7</sup> Arnold Hückstädt: Rudolf Tarnow. Ein Lebensbild aus Mecklenburg. Rostock 1995.

Hurrapatriotismus sowie mit der letztendlichen Hoffnung auf Hitler, und dort, wo die – selbst in der Niederdeutschen Bewegung umstrittene – Frage zu beantworten war, ob dieser Tarnow denn am Ende mehr sei als ein possenreißender Verseschmied, ja oder nein.

Das Buch, um es kurz zu sagen, ist ein guter Wurf geworden: weil Hückstädt mit verblüffender Detailkenntnis, auch des bisher Unbekannten, Tarnows Leben und schreiberische Entwicklung in allen Einzelheiten vorführt, natürlich im steten Bezug aufeinander, weil er Mißlungenes beim Namen nennt und weil er viel Mühe auf die Präsentation und Deutung gerade der ernsteren Werke verwendet. Mit diesem – übrigens reich illustrierten – Buch, finde jedenfalls ich, ist der ungemein volkstümliche, aber eben zwiegesichtige Rudolf Tarnow endlich einmal angemessen gewürdigt.

Ähnliches ist auch über die nächste größere Schrift aus den Jahren Hückstädtchen ‚Ruhestands‘ zu sagen: eine Monographie über Reuters Vater Georg Johann Reuter<sup>8</sup>. Der geistert zwar seit vielen Jahrzehnten durch die Reuter-Literatur, doch wird von ihm selten mehr mitgeteilt, als daß er in Stavenhagen ein ebenso energischer wie angesehener Amtsaktuar, Bürgermeister und Stadtrichter gewesen sei, aber seinem ungebärdigen Sohn Fritz einigermaßen verständnislos und hartherzig gegenübergestanden habe.

Dem hat nun Arnold Hückstädt ein Ende gemacht. Er nämlich erzählt die Lebensgeschichte von Vater Reuter buchstäblich von der Wiege bis zur Bahre, und das mit all der dokumentarischen Akribie, die wir von ihm kennen. Dabei tritt das Bild eines Mannes zutage, der neben seiner Verwaltungsarbeit noch ein vielseitiger, ideenreicher und in Maßen auch sozial denkender Unternehmer gewesen ist: tüchtiger Landwirt, überregional anerkannter Landwirtschaftstheoretiker und -reformer, Brauereigründer und -besitzer. Dabei gelingt es Hückstädt, dem tiefgreifenden Konflikt zwischen Vater Reuter und Sohn Fritz Facetten zu geben, die den Vater zwar nicht als in allem sympathisch erscheinen lassen, ihn aber doch in einem Lichte zeigen, als habe er für seinen unglücklichen Sohn getan, was er – bei seiner Natur und angesichts der obwaltenden Umstände – nur zu tun imstande war. Wiederum also ein Buch, das Ecken ausleuchtet, die um eines besseren Reuter-Verständnisses willen erhellt sein mußten!

---

<sup>8</sup> Vgl. Arnold Hückstädt: Georg Johann Reuter. Stavenhagens tüchtiger Bürgermeister. Mecklenburgs genialer Landwirt. Fritz Reuters strenger Vater. Rostock 1999

Zwei Jahre später, 2001, lieferte Hückstädt noch eine hochwillkommene Dreingabe zu seiner Biographie von Vater Reuter, nämlich in der *Kikut*-Sonderausgabe mit dem Titel *Aufgeschrieben im Rathaus zu Stavenhagen*<sup>9</sup> – hochwillkommen all denen, die sich genauere Einsicht in das Leben und Treiben der Stavenhagener Bürgermeisterfamilie zu Fritzing's Kinder- und Jugendzeit erhoffen mochten. Denn da bietet Hückstädt nicht nur je eine tabellarische Lebensübersicht von Vater und Sohn Reuter, sondern auch authentische Abdrucke von weithin unbekannt gebliebenen Texten beider: so von der Hand des damals 13jährigen Fritz den Bericht über eine Geschäftsreise, bei der sich der Vater über die Erfahrungen mit dem Kümmel- und Krappanbau andernorts informieren wollte und auf die er seinen Sohn mitgenommen hatte; der Bericht war wohl die Gegenleistung des Jungen für die Mitnahme; und vom Vater Ausschnitte aus einer großen Arbeit über die Ackerwirtschaft mecklenburgischer Landstädte. Zudem steuert Hückstädt zur Abrundung des Bildes noch eine Studie über den Knecht Ernst Friedrich Schulz bei, der jahrzehntelang zum landwirtschaftlichen Betrieb des Bürgermeisters gehört hat und den Reuter in der Gestalt des Knechts Friedrich in der *Franzosenzeit* hat wiederauferstehen lassen. Das alles hat Hückstädt penibel mit Dokumenten und Fotos unterlegt, wie wir das von ihm gewöhnt sind – und so entsteht ein ungemein farbiger Gesamteindruck von den Verhältnissen im Elternhaus und in der Heimatstadt des heranwachsenden Dichters.

Die beiden letzten Veröffentlichungen aus Hückstädts rastlosem Ruhestand – besser wohl: die vorläufig letzten! – gelten dann wieder Fritz Reuter selbst. Allerdings nähern sie sich ihm auf sehr unterschiedliche Weise: Da ist der kleine, schmale Band *Auf Fritz Reuters Spuren in Mecklenburg-Vorpommern*, der „Ein Wegweiser zu Erinnerungsstätten“ sein will, so etwas wie ein Vademekum für diejenigen unter den Mecklenburg-Besuchern, die an den niederdeutsch-literarischen Ausprägungen der Landeskultur nicht achtlos vorübergehen wollen.<sup>10</sup> Ihnen stellt nun Hückstädt als „Erinnerungsstätten“ nicht allein die Orte organisierten Dichtergedenkens vor, sondern eben all die vielen Lokalitäten in Mecklenburg-Vorpommern, die für Fritz Reuters Leben und Werk irgendeine Bedeutung haben – sei es, weil er sich an ihnen kürzer oder länger aufgehalten und vielleicht sogar geschrieben hat, sei es, weil er sie in

<sup>9</sup> Vgl. Arnold Hückstädt: *Aufgeschrieben im Rathaus zu Stavenhagen*. Stavenhagen 2001.

<sup>10</sup> Arnold Hückstädt: *Auf Fritz Reuters Spuren in Mecklenburg-Vorpommern. Ein Wegweiser zu Erinnerungsstätten*. Rostock 2006.

seinen Texten erwähnt oder weil er dort Menschen begegnet ist, die ihm dann als Vorbild für einzelne Figuren seines Werks gedient haben.

Im Falle Stavenhagens etwa macht Hückstädt seinen Leser zwar zunächst ausführlich mit der Stadt selbst sowie mit dem Literaturmuseum im Rathaus bekannt – mit Orten also, deren Rolle in Reuters Leben offensichtlich ist –, führt ihn dann aber auch an Stellen, deren Gedenkqualität sich erst auf dem Umweg über das fiktionale Werk erschließt. So lernt der Leser beispielsweise angesichts der Wohnhäuser Markt 4, Markt 6, Neubrandenburger Str. 9 und Neue Str. 29, daß hier die realen Urbilder für einprägsame Gestalten in Reuters Dichtungen gewohnt haben („Unkel Hers“, der Bäcker „Swenn“ alias Witt, „Oll Moses“ alias Moses Isaak Salomon, „Dr. med. So und So“ alias Dr. Michael Liebmann). Und: In seinem Buchtext über das unweit gelegene Gut Jürgenstorf berichtet Hückstädt ausgiebig von dem Gutsinspektor Johann Friedrich Schecker, der für Reuters wohl bekannteste literarische Figur Modell gestanden hat, nämlich für den „Entspekter Zacharias Bräsig“ aus der *Stromtid*.

Was wie ein simpler Wegweiser zu den einzelnen Stätten des realen Dichterlebens daherkommt, erweist sich so zugleich als eine Hinführung zu des Dichters Werken. Allerdings wird diese Hinführung in vielen kleinen Bruchstücken dargeboten, sozusagen in der Form eines Kaleidoskops. Das ändert freilich nichts daran, daß dies kleine Buch in der Zusammenschau eine minutiös genaue Schilderung der beiden Reuter-Welten enthält, hier die Welt seines Lebens und dort die des literarischen Reflexes. Und schon gar nicht ändert es etwas daran, daß unsereins vor so viel Reuter-Wissen schier in Ehrfurcht erstarren möchte.

Endlich ist hier von einem opus magnum zu reden, von den 3 Bänden der Gesamtausgabe von Reuters Briefen.<sup>11</sup> Gut ein Jahr ist es jetzt her, daß mir der erste Band auf den Tisch kam; Hückstädt selbst hatte ihn mir geschickt – und mich damit vollkommen überrascht. Wohl war mir über die Jahrzehnte nicht verborgen geblieben, daß der Direktor des Reuter-Literaturmuseums unablässig nach Reuter-Briefen fahndete; und natürlich hatte ich bemerkt, mit welchem Nachdruck Hückstädt 1991 dem Museum den Auftrag zuschrieb, „eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Briefe Fritz Reuters zu erarbeiten.“<sup>12</sup> Nur hatte ich – obwohl ich's besser hätte wissen müssen – mir nie recht klar gemacht, daß er damit auf ein Projekt zielte, das er eigenhän-

<sup>11</sup> Fritz Reuter: Briefe. Zusammengetragen, kommentiert und für die Fritz Reuter Gesellschaft Neubrandenburg und das Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen hg. v. Arnold Hückstädt. Bd. 1-3. Rostock 2009-2010.

<sup>12</sup> [wie Anm. 5], S. 6.

dig und allein würde bewerkstelligen müssen. Die Annahme, irgendjemand könne sich all das, was nun einmal zu einer historisch-kritischen Ausgabe gehört, allein aufhalsen: alle Briefe Reuters erst aufzustöbern, die bereits gedruckten wie die weit verstreuten Autographen, für jeden dann einen authentischen Wortlaut herzustellen, dann die Briefe Stück für Stück mit den nötigen Kommentaren zu versehen und schließlich das Ganze mit verschiedenen Registern aufzuschließen – diese Annahme sprengt ja im Grunde jedes normale Vorstellungsvermögen, zumal in unserer Branche, in der noch niemand je einen solchen Plan gefaßt hat.

Aber da war nun, völlig überraschenderweise, der fertige Band 1 und zeigte: Hückstädt hat's gewagt, er ist dabei. Und schon wurde aus meiner totalen Überraschung die Gewißheit, daß die Freunde Reuters und der niederdeutschen Literatur überhaupt das Mammutwerk über kurz oder lang würden fertig in Händen halten und bestaunen können. Daß Hückstädt in seiner Widmung für mich noch den Stoßseufzer „Endlich und hoffentlich!“ angebracht hatte, so ein Schwanken zwischen Hoffen und Bangen andeutend – es vermochte meine Zuversicht nicht mehr zu erschüttern.

Jetzt, ein knappes Jahr später, liegen auch die Bände 2 und 3 auf dem Tisch, jeder von den dreien rund 800 Seiten stark – mien Grootvadder harr seggt: „Kannst ja en Ossen mit doothauen!“ Und uns bleibt nur, das erlöst-stolze „Geschafft!“, das Hückstädt mir in den Band 3 eingetragen hat, mit einem kräftigen „Und wie!“ sowie mit einem herzlichen „Danke!“ zu quittieren.

Denn Hückstädt hat in diesen 3 Bänden nicht weniger als 1030 Briefe von Fritz Reuter abgedruckt, und jedem von ihnen hat er nicht allein die überlieferungsgeschichtlichen Daten beigegeben, wie das die Regeln der editorischen Kunst verlangen, sondern auch einen Stellenkommentar, der den sachlichen Hintergrund für die Worte des Dichters bis in den letzten Winkel hinein ausmißt. Oft genug erreichen diese Erläuterungen ja den Umfang und den Informationswert eines Lexikonartikels. Man merkt, kurz gesagt, dieser Briefausgabe einfach an, daß ihr rund ein halbes Jahrhundert intensiver Reuter-Forschung vorangegangen ist.

Die Briefe selbst aber fügen sich zu einem Bild Reuterschen Lebens und Schreibens, wie es eine Darstellung von fremder Hand nie vermitteln könnte. Es ist der unmittelbare, der ungefilterte und ungeschminkte Ausdruck des Erlebten, der diese Briefe in ihrer Gesamtheit alles in einem sein läßt: Autobiographie, Selbstinterpretation und Kommentar auf den mehr oder minder guten Gang der Welt. Hier von einem ‚opus

magnum' zu sprechen, wie ich es eben getan habe, ist mithin nicht genug – ‚opus summum' wäre eher angebracht.

Meine Damen und Herren!

Was ich habe sagen wollen, ist schlicht: Nach meinem Dafürhalten gibt es niemanden, der im letzten halben Jahrhundert zur Erklärung und Würdigung Fritz Reuters im besonderen und der niederdeutschen Literatur und Kultur im allgemeinen ähnlich viel beigetragen hätte wie Arnold Hückstädt – und der drum den Fritz-Reuter-Preis der Carl-Toepfer-Stiftung so fraglos verdient hätte wie er.

Dabei sollten wir zweierlei nicht vergessen, das Hückstädt auszeichnet:

Er hat, erstens, seine imponierende, weil sowohl in- als auch extensive, wissenschaftliche Leistung sozusagen aus freien Stücken vollbracht; von der beruflichen Stellung her war er ja dazu nicht unbedingt verpflichtet – und er hat so riesige Wissens- und Erkenntnislücken auf einem Felde gestopft, auf dem die zuständige universitäre Fachwissenschaft von jeher kläglich versagt.

Und er hat das, zweitens, nur deshalb schaffen können, weil er mundartlich-volks-tümliches Schreiben stets ernst genommen hat, so ernst, daß er hat zeigen können: auch dies regio-kulturell motivierte Schreiben kann ein beachtlicher Kommentar auf Zeit und Welt sein.

Lieber Herr Hückstädt, ich gratuliere Ihnen herzlich zur Auszeichnung mit dem Fritz-Reuter-Preis 2010.

Und ich gratuliere der Carl-Toepfer-Stiftung und ihrem Preiskuratorium zu diesem Preisträger.

Zugleich aber gratuliere ich uns allen, die wir an der regionalsprachlichen Kultur des deutschen Nordens hängen, zu alledem, was Arnold Hückstädt im letzten halben Jahrhundert zur Erklärung, Deutung und Würdigung Fritz Reuters im besonderen und der niederdeutschen Literatur im allgemeinen geleistet hat. Er hat damit ja nicht zuletzt auch direkt zur Würde dieser Literatur beigetragen.

Und nun, lieber Herr Hückstädt, stellen Sie sich bitte für einen Augenblick vor, wir befänden uns irgendwo im Oldenburgischen, bei einer der Festivitäten, bei denen man sich traditionell an deftigen landestypischen Gerichten wie dem Grönen Kohl oder dem Smooten Aal zu laben pflegt. Wir müßten dann nämlich zum Ritual des Löffel-

trunks antreten, das heißt: Wir stünden einander gegenüber, beide den riesigen Zinnlöffel mit klarem Korn in der linken Faust, und hätten folgenden Dialog zu sprechen:

„Ick seh Di“.

„Dat freit mi.“

„Ick drink Di to.“

„Dat do.“

(beide trinken:) „Proost.“

„Proost.“

„Ick heff Di tosapen.“

„Hest'n rechten drapen.“

„So hebbt wi dat jümmer daan.“

„So schall dat ook wiedergahn.“

Wat ick bün, ick weet förwiß: De Fritz-Reuter-Pries 2010, de hett den rechten drapen.